

„Kolonialismus ist kein abgeschlossener Prozess“

Ein Gespräch mit dem Literaturwissenschaftler **Gilbert Ndi Shang**, Mitglied im Jungen Kolleg der BAdW, über die Erinnerungskultur in postkolonialen Staaten, Gewalt in Diktatur-Romanen und subversive Körper.

Fragen **Isabel Leicht** — Foto **Luise Aedtner**

Sie haben Ihren Master in Kamerun in Commonwealth Literature gemacht. Was ist das genau? Und was ist Postkoloniale Literatur im Unterschied dazu?

Kamerun wurde nach dem Ersten Weltkrieg zwischen Frankreich und Großbritannien aufgeteilt – das Land ist damit Teil des ehemaligen britischen Empire. Commonwealth Literature ist die Literatur aus den ehemaligen Kolonien Großbritanniens, sie beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen Großbritannien und den Kolonien – in der Kolonialzeit, aber auch jetzt, in der Gegenwart. Dabei geht es auch um den Zusammenhang des anglophonen Afrika, der englischen Karibik und Indiens. Themen sind zum Beispiel Sprache, Kolonialräumlichkeit oder das Erbe der Kolonialzeit in den heutigen Ländern. Asien und Indien haben eine sehr wichtige Position in der Commonwealth Literature. Postkoloniale Literatur ist im Vergleich etwas jünger und umspannt einen viel größeren Raum: Sie beschränkt sich nicht auf die Literatur

ehemaliger britischer Kolonien, sondern auf alle Länder, die in der Vergangenheit unter Kolonialherrschaft standen.

Wie ist der Blick dieser Literatur auf Kolonialherrschaft?

In den postkolonialen Studien sind Kolonialität und Kolonialismus keine abgeschlossenen Prozesse. Es ist eine sehr komplexe Beziehung, die einen weiten Zeitraum umspannt – vom kolonialen Kontakt bis in die jetzige Zeit. Es geht um die wechselseitigen Beziehungen – wie hat der Kolonialismus die Kolonien, aber auch Europa geprägt? Wie verhalten sich die imperialistischen Länder zu den Kolonien? Von zentraler Bedeutung sind dabei sicherlich Großbritannien und Frankreich.

Geht es auch um andere Länder?

Natürlich kann man auch sagen, dass Deutschland eine ehemalige Kolonialmacht ist. Und vor allem lateinamerikanische Literatur steht im Fokus – es ist aber etwas umstrittener, ob Lateinamerika als

postkolonial beschrieben werden kann, da die Verhältnisse dort etwas anders waren. Es gibt Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, welche kritische Tradition sich in jedem Raum entwickelt hat.

Der Vergleich ist in Ihrem wissenschaftlichen Profil als Komparatist angelegt. Wie sind Sie von afrikanischer zu lateinamerikanischer Literatur gekommen?

In meiner Dissertation habe ich einige sogenannte Diktatur-Romane daraufhin analysiert, wie das Verhältnis der Staatsmacht zur Bevölkerung repräsentiert wird. Einige der Autoren stammen aus dem frankophonen, andere aus dem englischsprachigen Afrika, also Kongo, Elfenbeinküste, Kenia und Ghana. Bei der Analyse dieser Romane fiel mir auf, dass die Autoren stark von lateinamerikanischen Erzähltraditionen beeinflusst wurden, vor allem von einer Tendenz, die man als „Boom“ bezeichnet, also Autoren, die die lateinamerikanische Literatur

„Literatur kann uns
als Lesenden vor
Augen führen, dass
wir die Menschlich-
keit des Anderen
anerkennen können.“



seit den 1960er Jahren weltbekannt gemacht haben: Gabriel García Márquez aus Kolumbien, der Peruaner Mario Vargas Llosa, Julio Cortazar aus Argentinien oder der Mexikaner Carlos Fuentes, die alle sehr komplexe Romane geschrieben haben, die auf eine bestimmte Weise die Geschichte Lateinamerikas thematisieren. Aufgrund der Ähnlichkeiten der lateinamerikanischen und afrikanischen Geschichte hatten diese Autoren einen sehr großen Einfluss auf die Ästhetik der sogenannten Diktatur-Romane – konkret zum Beispiel „Der Herbst des Patriarchen“ von García Márquez oder „Das Fest des Ziegenbocks“ von Vargas Llosa. Nach meiner Doktorarbeit wollte ich meinen wissenschaftlichen Raum, aber auch meinen persönlichen Horizont erweitern: Also habe ich an der Universität Bayreuth Spanisch und Portugiesisch gelernt, um als PostDoc-Projekt eine transatlantische Studie zu machen. Meine Frage war, wie man den Einfluss lateinamerikanischer Autoren auf afrikanische Literatur analysieren kann. Die verbindenden Elemente waren Macht und Gewalt, und so habe ich die postkoloniale Gewalt in der Literatur Perus und des Kongo verglichen.

Haben Sie den lateinamerikanischen Kontinent auch selbst bereist?

Ja, ich war zunächst mit einer Förderung der Fritz Thyssen Stiftung in Peru. Dort wurde mir klar, dass Mario Vargas Llosa überhaupt nicht repräsentativ ist, wenn man mit einem postkolonialen Blick auf Peru die Wurzeln der Gewalt analysieren möchte. Er hat einen sehr starken hispanischen – keinen indigenen – Bezug und infolgedessen eine sehr hispanisch geprägte Vorstellung von Nation und Staatsmacht. Die Gewalt wiederum war vor allem in den Anden und im Amazonasgebiet sehr stark ausgeprägt, nicht in urbanen Zentren wie Lima oder Bogotá, über die er schrieb. Deshalb habe ich für mein Buch „Writing on the brink. Memories of Violence in Peru and Kongo“ vier peruanische Autoren und vier Autoren aus dem Kongo untersucht.

In Ihrem Projekt im Jungen Kolleg haben Sie die Romane von Gabriel García Márquez und Sony Labou Tansi verglichen.

Von 2017 bis 2019 lehrte und forschte ich mit einem Feodor-Lynen-Stipendium als

Gastprofessor an der Universidad de los Andes, Colombia in Bogotá. In meinem ersten Forschungsprojekt hatte ich Länder verglichen, in diesem zweiten dann Autoren: García Márquez aus Kolumbien und Sony Labou Tansi aus dem Kongo. Darin geht es um Körperlichkeit im Text und Kontext – auf Englisch funktioniert auch das Wortspiel des Buchtitels: „Bodies in (Con)texts: Intersections of Corporealities in the Novels of Gabriel García Márquez and Sony Labou Tansi“.

Auf Ihrer Publikationsliste gibt es auch den Punkt „creative work“. Was hat es damit auf sich? Wann finden Sie Zeit dafür?

Während meines Forschungsaufenthaltes in Peru habe ich „Letters from America“ geschrieben. Peru war meine erste Reise auf den für mich bis dahin noch

unbekannten lateinamerikanischen Kontinent. Ein bisschen habe ich mich gefühlt wie ein Conquistador, der das Land zum ersten Mal sieht – was natürlich absurd ist, ich bin das Gegenteil von einem Conquistadoren! Es war also auch eine recht subversive Herangehensweise. Aber zur Vorbereitung auf mein Forschungsprojekt und auf die kulturelle Begegnung habe ich viele Memoiren und Chroniken von Conquistadoren gelesen, und die haben alle einen sehr speziellen Stil. Diesen Stil habe ich dann in meinem Buch parodiert. Persönlich geht es mir in meiner Forschung und in meinem Leben um kulturelle Begegnungen, da finden Sie mich. Um mich auf diese Begegnungen vorzubereiten, habe ich viel gelesen. Und um Begegnungen und Eindrücke zu verarbeiten, habe ich geschrieben – und es war klar, das kann nicht in meine wissenschaftliche Arbeit einfließen, ich muss das in einem anderen Medium, einer anderen Form tun.

Sie sind auch in Forschungsgruppen zu globaler Erinnerungskultur aktiv. Braucht das kollektive Gedächtnis die Literatur? Welche Rolle spielen Literatur und Schriftsteller für das Erinnern in postkolonialen Staaten?

Es gibt eine sehr enge Beziehung zwischen Literatur und Gedächtnis. Die Vergangenheit reicht immer in die Gegenwart, Akteure beziehen sich auf sie, um ihre Agenda zu unterstreichen. In den Ländern, wo Politiker einen starken Einfluss haben, schreiben und verbreiten diese eine Version von Geschichte, die ihre Macht favorisiert, ihre Stellung und ihren Einfluss stärkt. Der postkoloniale Denker Achille Mbembe hat den postkolonialen Staat als Staatshistoriker beschrieben: Dieser ist nicht neutral, er hat eine eigene Agenda, und dazu instrumentalisiert er die Geschichte. Die Gesellschaft kann sich dann nicht auf das staatliche Narrativ der Vergangenheit verlassen, wenn dies nur dazu dient, die Machtstrukturen zu festigen und Gewalt zu legitimieren. Schriftstellerinnen und Schriftsteller können eine Gegengeschichte zu diesem offiziellen Narrativ schreiben. Ihre Rolle ist in postkolonialen Staaten sehr wichtig, sie repräsentieren Erfahrungen, Erlebnisse, Erinnerungen, die in der offiziellen Erinnerungskultur keinen Platz

„Der postkoloniale Roman ist der Raum für subversive Geschichten, gegenläufige Erzählungen, kollektive Ereignisse, die sonst keinen Raum haben.“

haben und ihn auch nicht bekommen sollen. Der postkoloniale Roman ist der Raum für subversive Geschichten, gegenläufige Erzählungen und kollektive Ereignisse, die sonst keinen Raum haben. In einer literarischen Arbeit kann man Dinge äußern, die man in der politischen Sphäre nicht sagen kann. Mit ästhetischen Mitteln können Autorinnen und Autoren die Zensur umgehen – und gleichzeitig wissen alle, was gemeint ist.

Was genau unterliegt der Zensur, worüber soll nicht gesprochen werden?

Gewalt. Staatliche postkoloniale Gewalt und die Gewalterfahrungen der Menschen. Historische Gewalterfahrungen reichen bis in die Gegenwart, sie reproduzieren sich in der Gegenwart und haben großen Einfluss auf die neuen Generationen – aber niemand darf darüber sprechen wegen der Staatszensur. Hier kommt der Körper ins Spiel: Auch der Körper ist ein repräsentativer Raum. Im Gegensatz zur Geschichte kann die Literatur Ereignisse und Erfahrungen wirklich verkörpern und uns als Lesenden vor Augen führen, dass wir die Menschlichkeit des Anderen anerkennen können. Der Körper ist etwas sehr Spezifisches, jeder Körper ist anders. Gleichzeitig ist der Körper etwas sehr Universales, alle haben schließlich einen Körper. Er manifestiert unser Dasein in der Welt: Wir sind körperlich da, das kann man nicht leugnen.

Kann denn auch der Körper subversiv sein?

Ja, das ist eine These von Walter Benjamin. In seinen Memoiren entwickelt er eine Idee vom Körper, der sich der Gleichschaltung der Gesellschaft durch die Nationalsozialisten entzieht. Körper sind unberechenbar, sie lassen sich nicht staatlich verordnet gleichschalten und marschieren nur noch in die gleiche Richtung. Ich habe diese Körper und Körperlichkeiten in Romanen untersucht. So wird beispielsweise in einem Roman der Körper einer Figur getötet – er erscheint dann aber wieder in einem anderen Roman desselben Autors. Das ist eine Kontinuität von Widerstand. Der unberechenbare Körper ist ein sehr starkes Motiv in postkolonialer Widerstandsliteratur. Ein Körper, der sich gegen die alles beherrschende Macht stellt, kann sich nicht von



Auch paramilitärische Gruppen sind Folgen kolonialer Gewalt in postkolonialen Ländern. Hier protestieren Menschen in Kolumbien gegen die anhaltende Gewalt der FARC.

„Der Körper kann im Roman als ein Topos (...) des Überlebens dienen.“

dieser Machtpolitik beeinflussen lassen. Das ist ein wiederkehrendes Motiv: Der Körper kann im Roman als ein Topos der Resistenz, des Überlebens dienen.

Wollten Sie schon früh Literaturwissenschaftler oder Autor werden?

Nein, als Kind wollte ich Diplomat werden! Ich war sehr lange sehr stark darauf fokussiert, Diplomat zu werden. Aber die Essenz dieses Berufs habe ich auch jetzt: Ich reise, ich habe das Privileg vieler verschiedener kultureller Begegnungen, ich darf Menschen kennenlernen, und für meine Forschung musste ich natürlich viele Sprachen lernen. Gerade lerne ich Suaheli und Lingala für meine Forschungen über den Kongo.

Welche Sprache fiel Ihnen am leichtesten?

Definitiv Spanisch. Mein Portugiesisch und Italienisch sind auch recht gut, aber dort war ich nie so lange am Stück, das beeinflusst das Sprechen immens.

Diplomaten haben immer wieder neue Einsatzorte – was wird Ihre nächste berufliche Station sein?

Mit meinem neuen Projekt „Von Schienen und Minen: Netzwerke tropischer Kolonialität in der afrikanischen und lateinamerikanischen Literatur“ wurde ich in

die Heisenberg-Förderung der DFG aufgenommen. Nach Gesprächen mit Universitäten konnte ich nun weiter an der Universität Bayreuth, meinem Wunschstandort, bleiben. Für meine Forschung und Workshops bin ich aber trotzdem weiterhin viel unterwegs!

Vielen Dank für das Gespräch!

Dr. Gilbert Ndi Shang hat nach seiner Habilitation derzeit eine Heisenberg-Stelle an der Universität Bayreuth inne. Der Literaturwissenschaftler forscht zu (postkolonialer) Gewalt in Romanen des afrikanischen sowie des lateinamerikanischen Kontinents, Forschungsreisen und Gastprofessuren führten ihn unter anderem nach Peru und Kolumbien. Seit 2017 ist er Mitglied im Jungen Kolleg der BAfW. Neben seinen wissenschaftlichen Publikationen schreibt er auch Fiktion.

Das Gespräch fand am 10. Juni 2024 per Zoom statt.